

„Liebe auf den ersten Ton“

Roberto González-Monjas ist neuer Chefdirigent des Mozarteumorchesters Salzburg – und erklärt, was anders ist an diesem Klangkörper.

Von Kai Luehrs-Kaiser

Als neuer Chefdirigent des Mozarteumorchesters sind Sie ein Überraschungsjoker. Oder?

Wohl möglich. Ich bin 35 Jahre alt und noch nicht da, wo andere sind. In Salzburg habe ich studiert. Deutsch sprechen gelernt habe ich aber erst in Winterthur, wo ich seit zehn Jahren das Orchester leite. Mein Partner kommt aus Österreich. Seit 2019 habe ich das Mozarteumorchester bei vielleicht sieben oder acht Projekten geleitet. Ich mag die österreichische Kultur, auch die Küche. Leberknödel, ob geröstet oder in der Suppe, kann ich selber machen.

Es ist Ihre erst dritte Chefdirigenten-Position – nach der schwedischen Dalasinfoniettan und dem Musikkollegium Winterthur. Ein ziemlicher Sprung!

Ja, und zwar wegen des einmaligen Profils des Mozarteumorchesters. Immerhin geht die Gründung auf Constanze Mozart und die beiden Söhne zurück. Man wollte das Erbe Mozarts pflegen, das war die Gründungsphilosophie.

Das Mozarteumorchester folgt nicht der historischen Aufführungspraxis. Ist dadurch, polemisch gefragt, das Erbe nicht schon verloren?

Was ich von Reinhard Goebel gelernt habe: Es geht nicht um Darmsaiten oder Barockbögen, sondern um die Auffassung dahinter. Also nicht darum, quadratisch oder dogmatisch zu musizieren. Um konsequent authentisch vorzugehen, müssten wir Perücken tragen, ohne Heizung leben und Menschen des 18. Jahrhunderts sein. Worauf es ankommt, ist, die Musik Mozarts zu vermenschlichen. Und im Idol nicht nur die starre Ikone zu erblicken. Das würde Mozart selbst nicht behagen.

Was hindert Sie eigentlich, auf Darmsaiten umzurüsten?

Ich wäre offen dafür. Man muss aber bedenken, dass dieses Orchester weitgefassere Aufgaben wahrnimmt. Zwar gibt es vermutlich kein Orchester, das mehr Mozart spielt als wir. Trotzdem ist das Mozarteumorchester zugleich Opernorchester am Landestheater. Dort hat es sogar einen eigenen Kapellmeister. Es muss auch Strauss und Verdi spielen können.

Als Sinfonieorchester pendelt man zwischen Mozarteum und Großem

Festspielhaus. Ist das nicht ein Ding der Unmöglichkeit?

Nein, denn wir sind in der Größe flexibel. Wir treten hier und dort nicht in derselben Besetzung auf.

Sie waren ursprünglich Geiger und Konzertmeister beim Santa Cecilia-Orchester in Rom, beim Philharmonia Orchestra, bei den Musiciens du Louvre und anderswo. Wer hat Sie zum Dirigieren gebracht?

Chancen gegeben hat mir etwa Marc Minkowski. Ich wollte allerdings nicht Dirigent werden. Ich hatte Angst davor. Freilich muss ich zugeben, dass ich als Teenager nie Geigenstimmen gekauft habe, sondern immer schon die Partitur. Die vertikale Struktur war es, die mich interessierte. Studiert habe ich das Dirigieren nicht. Überredet hat mich auch niemand.

Sie spielen regelmäßig Kammermusik mit Musikern wie Janine Jansen, Fazil Say, Yuja Wang und Daniil Trifonov, heißt es. In welchen Konstellationen?

Mein regelmäßiger Recital-Partner ist eigentlich Kit Armstrong. Und mit Ian Bostridge gibt es demnächst ein Vaughan-Williams-Programm.

Sie wurden 1988 in Valladolid geboren. Stehen Sie in einer spanischen Musik-Tradition?

Nein. Es gibt in Spanien zum Beispiel keine eigenständige Mozart-Tradition. Vieles dort ist mit Verzögerung eingetroffen. Die Traditionen waren durch die Diktatur zerrissen.

Warum ist Mozart so schwer? Oder gilt das nicht für Orchester?

Die Orchesterliteratur ist nicht das Schwierigste. „Ich schreibe Sachen, die man spielen kann“, hat Mozart selbst darüber gesagt. Die Aufgabe besteht darin, sein Leben zu kennen, um die Emotionen zu verstehen und die Umstände, unter denen er komponierte. Es reicht nicht aus, ihn zu lieben.

Bei den Salzburger Festspielen ist Ihr Orchester bei den Mozart-Matineen, bei geistlicher Musik und Serenaden präsent. Wenig in Opern. Sollte sich das ändern?

Eine heikle Frage. Die einfache Antwort wäre: Wir kämpfen darum. Und zwar nicht erst seit gestern.

Spielt das Mozarteumorchester seinen Mozart anders?

Ich finde schon. Nicht sonderlich viel halte ich vom sogenannten „Mozart-Klang“. Worum es geht, ist eine Mozart-Sprache, ein Stil. Dieser Stil besteht bei Mozart aus vielen verschiedenen Stilen. Er schrieb anders, je nachdem, ob er in Mannheim,

München oder Italien komponierte. Er wird aber gern immer auf die gleiche Weise interpretiert. Das ist ein Fehler.

Wie vermeidet man ihn?

Bei Mozart geht es um Eloquenz, Intelligenz und Versatilität. Mozart, wenn er uns reden hörte, könnte nach zwei Minuten ein Rezitativ mit den Modulationen unseres Sprechens komponieren. Das macht ihn allgemein verständlich – und schwer greifbar.

Welcher Ihrer wichtigen Vorgänger ist Ihnen am nächsten: Bernhard Paumgartner, Leopold Hager oder Riccardo Minasi?

„Extrem herausgefordert haben mich die Aufnahmen von Roger Norrington“

Mit Riccardo bin ich befreundet, ich bewundere seine Neugier. Hager und Paumgartner habe ich nicht erlebt, ihr Rang aber ist unbestreitbar. Figuren wie sie brauchen wir. Sie sind nicht nur gekommen und haben die Gage kassiert. Sie blieben.

Wer sind die wichtigsten Mozart-Dirigenten heute?

Für mich wichtig war Nikolaus Harnoncourt. Denn er hat eine neue Frische und eine Vision zu Mozart gebracht. Extrem herausgefordert haben mich die Aufnahmen von Roger Norrington. Er hat etwas weggeputzt. Und bei den Opern: eindeutig René Jacobs.

Prominent vertreten ist das Mozarteumorchester bei der alljährlichen Mozart-Woche unter Intendant Rolando Villazón. Hat der Sie berufen?

Nein. Rolando gehört zur Stiftung, während ich vom Orchester gewählt wurde. Ich hatte eigentlich ziemlich große Angst vor denen. Aber es war Liebe auf den ersten Ton. ■



Foto: Marco Borggreve